

Die andere Welt

Autor(en): **Matthey, Mahja**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **19 (1915)**

PDF erstellt am: **18.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575224>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die andere Welt.

Novelle von Maja Matthen, Zürich.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

I.

Von Zürich, der schönen Stadt am blauen Seewasser, führt ein Schienenzwillingspaar hinein in das Oberland, ein grünes hügeliges Gebiet zwischen den Schneebergen und der Seegegend. Das schimmert und blitzt im Winter Sonnenschein wie ein weißes Paradiesgärtlein, besteckt sich im Lenz mit Maien und reift im Sommer die schweren gelben Körner in den von der immer bewegten Luft sich leise wellenden Feldern. Einzelne Höfe, kleine Dörfer, Flecken und Weiler beleben das stille Land, in dem ein rascher und vorwärtstrebender Geist elektrische Züglein nach allen Richtungen treibt, so gleichsam vorschaffend für eine neue fröhliche Zukunft, in der die grünen Matten, die kornschweren Felder von Menschen-siedlungen verdrängt sind. Dort haust, was die Einheimischen anlangt, ein flinkes, gewerbliches Geschlecht, das in einzelnen Exemplaren aus den nahen Firnen und dem bunten Flor der Landschaft sich neben aller Gewerbsamkeit eine eigene, schrullenhafte und über das gewöhnliche Maß hinausgehende heilseherische Jenseitigkeit gesaugt haben mag. So schießt ab und zu ein neuer Glaube in ihnen auf, eine neue Wahrheit verwirrt die Hirnlein, läßt die Köpfe heiß und die Wangen fiebrisch werden und verliert sich wieder im Kampfe um Brot und Nutzen, mit dem die Menschlein sich klammern an den warmen Tag der Gegenwart. Allerlei fremdländisches Volk ist mit den Schienensträngen in die Gegend gekommen, macht sich breit in den Industrien und kramt die Schätze seiner Heimat vor den Augen der protestantisch einfachen und nüchternen Bauernsamen aus.

Zwischen zwei Weilern lag die Schmiede des Johann Sebastian Eisenzahn, dicht neben einem Wirtshaus, dessen schönster Schmuß ein Lindenbaum war von so mächtigem Umfang, daß es vier Mannsarme bedurfte, um seinen Stamm zu umfassen. Durch das Gezweig des Baumes leuchtete in frischem Golde das Abbild eines jungen Weidtieres. „Zum goldenen Kalb“ hieß die Wirtschaft, die mit

ihren Scheunen, Ställen und Hinterhäusern ein ansehnliches Heimwesen bildete. Dort war der Schmied ein täglicher Gast, und wer ihm einen Auftrag eigenhändig übermachen wollte, traf ihn leichter über einem Glase am Wirtstisch als in der Werkstatt. Daheim schaffte ihm ein Geselle die Arbeit. Mit hartem Schlag flog sein Hammer nieder auf ein Stücklein Eisen, das verbogen und verbeult aus dem Kampf des Bauern mit der harten steinigten Scholle in seine Hand gekommen war. Funken stoben durch den Raum. Das zischte und sprühte und bebte unter dem Schlage des Hammers, als wäre Gefühl im leblosen Gegenstand.

Bis an das Ohr des Schmiedes schlugen die harten Schläge. Lauschend hob er den Kopf, stieß das Glas weit von sich und erhob sich. „Der Hungerleder hämmert mir die Schmiede zusammen,“ sagte er abschiednehmend zum Wirt. „Stellst mir den Rest derweil kalt!“ Er deutete auf die halbgefüllte Flasche, wuschte sich den Bart aus und schritt, die Hände in den hauchigen Hosentaschen, dem Schalle der Hammerschläge entgegen.

In der Werkstatt war es plötzlich still geworden. Dort hielt der Geselle ein schmales Messer in Händen mit feinem Heft, aus edlerem Metall, kunstvoll verziert mit einem eingelegten Frauenbildnis. Ein fremdländisches Antlitz war in den Messergriff gegraben, von strengem, herbem Ausdruck, mit Lippen, die schmal, in kaum merklichem Bogen sich über einer Reihe blanker Zähne teilten. „Eleonora“ stand unter dem Bildnis, dazu das Datum des 11. Septembers in römischen Zahlen.

„Ein Brunkstück, he!“ rief der eintretende Schmied dem Gesellen zu. Er trat neben Hungerleder und wog das Messer in den Händen. „Beim Strahl, dem's gehört, das ist auch solch ein Brunkstück, aber auf die andere Manier!“ Er machte eine verächtliche Gebärde. „Zahlt nicht, hat kein Geld, arbeitet nicht und hält sein Meitlein vor mir versteckt, als wär's ein Ungeratenes und nicht wie der goldene

Sonnenstrahl selbst, wie er grade vom Himmel fällt, da in eine Pfütze, da in ein Erdloch und da in ein buntfarbig Blumenblatt und verschönt alles — bei Gottes Wundern — die Pfütze, das Erdloch und das Blumenblatt!“

Der Meister schnaufte auf, wischte sich die Feuchte von der Stirn, die ihm die eigene Hitze und der genossene Morgen-trunk austrieben. „Gestern fragte ich den Fögel, den Nachtheuel um sein Meitlein, um das Lorli ... Es möchte mir die Wirtschaft in Ordnung halten neben der Meisterin ...“

Der Geselle nickte. Er empfand am eigenen Leib, wie übel es um das Hauswesen des Schmiedes bestellt war, darin keine Frauenhand zum Rechten sah, seit die Frau krank lag. „Ein Verdienstlein würde sich anschicken,“ meinte er. „Ja, es täte den Fremden not, ein wenig die Hände zu regen. So ist's eine arme Sache!“

„Was meinst du, was ich für Bescheid bekam?“ polterte der Schmied. „Das Messer da zog der Unhold aus der Tischlade, warf es gegen die Wand und warf mich statt einer Antwort hinaus, mich, der ich wohlmeinend und in freundlicher Absicht ihm nachgestiegen bin ins Hinterhaus vom Goldenen Kalb!“

„Habt Ihr's angezeigt?“ fragte der Geselle flink. Sein Interesse wurde schärfer.

„Ei, was für ein Süpplein möchte da herauskommen, wenn die Polizei den Fremden ausforschet, der nichts tat als die Wälder der Gegend durchsuchen nach wertlosem Unkraut und Schulden machte und das Maul aufsperrte, als möchte ihm unversehens ein gütiges Geschick den leeren Wanst mit Lederbissen füllen!“

„Habt Ihr es angezeigt?“ wiederholte er drängend.

„Das Messer ist in einer Mauerfuge stecken geblieben,“ erzählte der Schmied weiter, ohne den Einwand des Gesellen zu beachten. „Die Spitze bog sich um. Nach ein paar Stunden brachte er's mir. He, halt zum Fliesen!“ Dröhnend lachte der Schmied.

„Es gehöre dem Meitlein,“ hat er gesagt, „dem Lorli ...“

Der Meister schmalzte mit der Zunge.

„So Schaff's wieder ganz, Hungerleder — wenn es dem Meitlein gehört!“

Er schob sich die Mühe zurecht, sah sich in der Werkstatt den Haufen Eisen an, auf dem allerlei zerbrochenes Gerät aufgestapelt war, und wandte sich zur Türe. „Ich bin im Goldenen Kalb zum Frühstück, wenn du mich brauchst oder die Meisterin!“ Dröhnend fiel die Türe ins Schloß.

Der Geselle hörte, wie der Meister Fluch und Lachen mischte und mit harten Tritten die Gasse querte. Er hielt das Messer gegen das Licht, prüfte die gebogene Spitze, beschaute das Antlitz im Hest und fuhr erschreckt zusammen. Die quäkige Stimme der Meisterin gellte ihm ins Ohr.

„Ins Goldene Kalb ist der Vidrian, der Saukaus, und ich kann mich nicht regen vor Schmerzen! Friedrich, reich mir den Kaffee vom Herd!“

Der Geselle legte das Messer ab, ging die Stiege hinauf, die durch die Küche in die Stube zur Frau führte, und tat ihr den Willen.

„Eleonora“ las er noch einmal, als er sich wieder an die Arbeit machte, trieb den Blasbalg an und legte das Messer in die Glut. „Eleonora!“ Der Geselle sprach den Namen buchstabierend aus, betonte jede Silbe, jeden volltönenden Laut und freute sich am Klang, der aus dem Namen strömte. Bald vergaß er über der Arbeit den Namen des seltsamen Frauenbildes und die Erzählung des Schmiedes. Das kunstvoll gearbeitete und an manchen Stellen schadhafte Messer reizte ihn zu sorgfältiger Reparatur. Er schärfte es, feilte und pußte daran herum, rieb und kratzte und glänzte und glättete. Schwarz und rußig lag die Werkstatt da. Spinnweb und Ruß woben ihre Netze von der Esse über die Mauern und häuften sich in den Ecken und Winkeln zu dichten Geweben an, altes Eisen lag zu Hügel und Haufen geschichtet umher, an den gefalkten Mauern hing an rostigen Nägeln allerlei Ornament, ein zerbrochenes Grabschild, ein eiserner Blätter-schmuck und Schlüssel in allen Formen und Altern, an einem Reifen aufgezogen. Von der Mitte der Decke baumelte an schwarzen Ketten ein Gebilde, das einst-

mals als Leuchter oder Altarampel einem frommen Zweck gedient haben möchte. Die rote Glut der Esse tauchte den Wirrwarr in ein züngelndes, unruhiges Licht.

„Zeig' her!“ befahl der zurückkehrende Schmied, riß dem Gesellen das Messer aus der Hand und betrachtete prüfend, wie der Schaden repariert war. „Gute Arbeit!“ lobte er, runzelte die Stirn, als wäre er schwerfällig im Nachdenken und sämte über einem Entschlusse. „Das ist dein Meisterstück in der Flickarbeit,“ sagte er plötzlich zu dem wartenden Gesellen, „ich, der Eisenzahn, bezeuge es dir!“ Sein Blick flog über die schwächliche Gestalt des Aufhorchenden. „So ein Hungerleder,“ witzelte er, „so ein Windhund!“ Und er warf sich in die Brust, stellte sich breit hin und plusterte sich so, daß der gewaltige Mann noch mächtiger erschien neben dem Gesellen, der, kaum ausgewachsen, den Flaum der Jugend am Kinn sitzen hatte. „Trag das Messer hinüber, Friedrich, über Mittag und schaff mir das Meittlein ins Haus — das Sonnenstrahlchen!“ setzte er sanft und zärtlich hinzu. Dabei huschte ihm ein Büschel Güte über das dunkle Gesicht, verschönte es und verfing sich im Wangenfleisch, das sich breit und wulstig zwischen Nase und Ohren ausdehnte. Er vertauschte den Hut mit der Mütze und fischte sich aus dem Geräthausen seine Arbeit.

Meister und Geselle schafften um die Wette. Ihre Hämmer flogen im Takt auf und nieder, Schlag um Schlag. Aus dem Munde des Meisters tönte ab und zu ein Fluch dazwischen, ein abgerissener Satz aus seiner Gedankenwelt.

„Die Frau und das Sonnenstrahlchen,“ werweiste er. Zwei Jahre schon lag ihm die Schmiedin krank im Bett oder kroch grochzend in der Stube herum. Das war kein Leben mehr für ihn, den Meister Eisenzahn. Das konnte ein Gesunder nicht aushalten, ein Starcker wie er. Dabei wurde man um das bißchen Glück betrogen, darauf man sein Recht hat. Wie ein Einsiedel mußte man leben oder schlimmer wie ein Einsiedel, denn der hatte neben dem Fasten, den Kasteiungen Tage, an denen es hoch herging, daran er sich schadlos halten konnte für alles, was ihm entgangen war.

Er warf die begonnene Arbeit dem Gesellen vor die Füße: „Mach du das Ding zu Ende, mich langweilt das Muster!“

Der Geselle hob das Gerätlein auf und arbeitete weiter mit Feile und Stift, froh, den schweren Hammer aus der Hand geben zu können.

Wählerisch suchte der Schmied im Haufen herum. Endlich mochte er etwas gefunden haben, das nach seinem Geschmack war. Er schürte die Glut in der Esse an, hielt das Eisen hinein und legte es auf seinen Amboss. Kräftig sauste der Hammer nieder auf das rotglühende Metall . . . Ja, für ihn gab es keine solche Tage, spann er weiter. Für ihn war ein Tag wie der andere, immer daheim das Gestöhn des kranken Weibes, das ungekochte Essen; bei ihm daheim war alles dumpf und trübe, da hingen die Spinnwebgewebe von der Decke bis auf die Wanduhr herab, da lief der Korb über von Ware, die geflickt sein sollte, bei ihm war Unordnung und Ungefllichkeit.

Das Sonnenstrahlchen, wenn ihm das durch die Stube gehuscht wäre! Bei dieser Vorstellung schlug er neben das Metall, warf unwirsch den Hammer fort und stellte sich, die Hände in den Hosentaschen, mit dem Rücken gegen den Gesellen, an das einzige Fenster der Schmiede. Das saß breit im Biereck in der Mauer und ging auf die Gasse. Selten trappte jemand in dem einsamen Ort an der Schmiede vorbei; die lag, vom Dorf durch Feld und Weglänge getrennt, neben dem Wirtshaus und formte mit diesem zusammen den Anfang zu einer neuen Kolonie. Dazu war es Herbstzeit, in der, was Mann hieß oder Mannskraft besaß, auf den Feldern war und Emd und Frucht einschaffte. Der Schmied streckte den Arm aus, spannte die Muskeln an, bis sie hart wurden und anschwellen zu harten Bündeln.

„Fögelware, die Bauern,“ dachte er, „mit ihrem Getue von Stärke! Ich kann sie alle zusammen, einen um den andern lupfen, bis sie vom Schnaufen kommen!“ Er lachte breit. Die Geschichte vom Heiri Ruser fiel ihm ein. Der rühmte sich, der stärkste Bauer im Ort zu sein, und vermaß sich, der Stärkste zu sein der ganzen Ge-

gend. Er wollte alles größer und besser haben, vom Vieh herauf bis zum Weib und zu den Kindern, als die andern aus der Gemeinschaft. Mit der Bahn ließ er sich einen Muni kommen aus dem Welschland, eine schwerere Rasse als daheim bräuchlich war. Beim Ausladen verstaubte das Tier, und keiner wagte es, dem Stier den Meister zu zeigen; der Heiri Kuser, der Bräuhans, verkroch sich hinter dem breiten Rücken des Schmieds. „Sahaha, ich habe das fremde Munili gebändigt, ich, mit meinen Muskeln!“ jubelte der Schmied. „Die Bauern — pah, Föbel im Vergleich zu meiner Kraft! Und da will sich das Meitlein mir nicht fügen, samt ihrem Hansnarren, dem Vater, von dem man nicht einmal wußte, wo ihn die Mutter hatte fallen lassen?“ Erkehrte sich um und ging aufs neue an seine Arbeit. Das Büschel Lachen hing ihm wieder im Antlitz, erhellte ihm das grobe Gesicht, das, wie aus Bronze gegossen, von Feuerbrand und Eisenstaub ausgedunkelt, sich derb unter einem Schopf brauner Haare entfaltete.

Der Geselle feilte und stichelte fort, ohne sich an den Schmied zu kehren. Er wußte, daß dieser es nicht liebte, in seinen Meditationen oder in der Arbeit angerufen zu werden, und hatte aus der Lehrzeit einen gewaltigen Respekt in seine Gesellenjahre hinübergerettet vor dem Meister, der in seiner Art ein tüchtiger und kenntnisreicher Mann war. So kam es, daß durch nichts abgelenkt seine Gedanken den fremden und feinen Namen umkreisten, der auf dem Hefte des Messers eingegraben war und ihn gemahnte an etwas Süßes und Junges, das in seiner Nähe atmete, arm und einsam war und der Hilfe bedurfte. So flogen seine Gedanken immer wieder hinüber zu Eleonore und konzentrierten sich schließlich auf die Mittagszeit, in der ihn der Auftrag des Meisters hinüber zu der jungen Fremden schickte.

Obenauf lag bei dem fertigen Gerät das Messer, blinkte hell und hoffärtig aus dem gewöhnlichen Metall heraus, und es war eine seltsame Fügung, daß Meister und Geselle, in ihrer Art und dem Alter nach ungleich, gemeinsam mit ihren Gedanken um das Meitlein hopten, wie

ausgehungerte Böcke um ein saftiges Läublein oder zwei sündhafte Seelen um das Gnadengeschnädelin eines seligen Erlösungswunders.

II.

„Vater Bruccla,“ zwitscherte Eleonora, „das Messer ist wieder da, heil und ganz! Wie neu ist es, Vater Bruccla! Gebt mir fünfzig Rappen, daß ich's auslöse!“

„Fünfzig Rappen willst du, Norina? Ein Vermögen von fünfzig Rappen für dieses Messer, dessen Reparatur nicht nötig war, für deiner Urgroßmutter Messer, das leider in der Mauer sich verbog anstatt in der Kehle des Schmiedes. Herzenskind, mit fünfzig Rappen kannst du die Welt erobern, sie zusammenschmeißen und neu gestalten!“ Der Alte fuchtelte im Zimmer umher, und der theatralische Aufwand von Gesten, die sein Gerede begleiteten, lösten bei dem Gesellen ein lautes Lachen aus.

„Ach, Vater Bruccla, in der Küchenschublade ist gewiß noch ein wenig Geld. Legt es zusammen mit dem, was Ihr im Sack habt, dann langt es für den Schmied!“ schmeichelte das Mädchen.

„Heute komme ich zum dritten Male, nach mir kommt der Schmied,“ höhnte der Geselle, „und macht, wie er sagt, der Lumpenwirtschaft ein Ende. Dann wird's böse, Zumpfer Eleonora, dann wird's peinlich, Herr Nachbar, der Schmied kann Euch die Polizei anheken! Ihr habt nach ihm mit dem Messer geworfen!“

Das Mädchen schrie entsetzt auf, trat aus der Kammer ans Licht und zeigte dem Gesellen ein liebliches rundes Gesichtlein, umrahmt von goldbraunen Locken. Ein paar schwarze Augen drohten im Entsetzen daraus dem Gesellen entgegenzukollern. Wie runde Glasugeln standen sie unter schmalen dunkeln Brauen in einem wachsweißen erschreckten Gesichtlein. „Vater, er kommt selber, der Schmied, mit der Polizei!“

Dem Alten mochte es bei der Nennung der Polizei unheimlich werden. „Hier sind zwanzig Rappen, Noralina, das Geld für unsere Mittags- und Abend-suppe!“ Noch in seiner Angst vor dem, was ihn bedrohen konnte, mit Gericht, Gefängnis, mit Strafen, die in seiner leb-

haften Phantasie sich ins Ungeheure auswachsen, ließ er das Feilschen und Armtun nicht. „Stellt den Schmied damit zufrieden!“ brummte Bruccla, warf die Arme in die Höhe, als wolle er seine Verzweiflung damit andeuten, daß seine zwanzig Rappen in die Tasche des verhassten Schmiedes wanderten.

Der Geselle hatte eine doppelte Aufgabe: den Auftrag des Meisters, die Eleonora für ihn als Meitlein zu dingen, und jetzt noch den des verschrobeneren Sonderlings, dem Schmied zu sagen, daß das Meisterstück von Flickarbeit nicht höher als mit zwanzig Rappen bezahlt werden sollte. Der Aerger stieg ihm hoch. „Zu nichts ist der Alte gut, zu nichts als zum Parlieren und Schuldenmachen, wie ein Storch stelzt er einher, voller Hochmut, und ist lachhaft in seiner Aufgeblasenheit . . .“ Während der Geselle so schalt, fiel sein Blick auf Eleonora. Der liefen Tränen die Wangen herab. Rührend war sie anzusehen in ihrer verlegenen Not. Bei diesem Anblick verflog dem Gesellen der Aerger; das Herz begann ihm mitleidig zu klopfen.

„Wenn das Jümpferlein der kranken Schmiedin helfen wollte, ihr ein wenig nur an die Hand gehen möchte,“ schlug er vor, „so hätte sie wohl genug zu essen und noch ein paar Bagen darüber hinaus!“ Er sah das Mägdlein bittend an, das zart und weiß wie ein Schlehdornblüßlein vor ihm stand.

„Zum Schmiede lasse ich meine Tochter nicht,“ zankte der Alte, „zur Schmiedin, das ist eine andere Sache!“ Bruccla stellte sich zwischen den Gesellen und das Meitlein und sprach in herablassendem Tone: „Moralina, schon deine Großmutter hat die Kranken gepflegt und sich dafür die Hände küssen lassen. Die Welt ist anders geworden, seit der Zeit, in der deine Großmutter jung war; ein Handfuß gilt nichts und ist aus der Mode gekommen, hier in diesem barbarischen Lande gilt das Geld. So laß dir deine weißen Hände mit diesem neuen Werte füllen!“ Er wandte sich ab und schob sich von den Kräutern zwischen die Zähne, die er im Walde gesucht hatte und zu allerlei Latwergen und Tränklein gebrauchte.

„Nun geht es nicht lange, dann kommt

er in einen seltsamen Zustand und schläft viele Stunden,“ plauderte Moralina, die sich zutraulich dem Gesellen näherte. „Mit einem Wort nennt er seinen Zustand, das ich nicht behalten kann und das in Büchern steht. Was er sieht, ist wie Schatten auf einer weißen Fläche; was er erzählt, wenn er aufwacht, tönt anders als die Laute, die ich sonst höre, spricht er. Es klingt wie das Rauschen der Blätter im Winde, es ist wie das Brausen des Meeres. Aber davon weiß ich nichts; denn ich hörte nie ein Meer rauschen und war selten im Walde.“ So plapperte Moralina die Geheimnisse ihrer Lage dem fremden Manne aus, in einem weichen und zärtlichen Tonfall, der sanfter Klang als die Sprache, die im Lande üblich ist.

„Ein Narr ist dein Vater,“ sagte der Geselle grimmig, „der, anstatt Brot für dich zu schaffen, den Tag verschläft. Ein Narr ist er!“

„Er ist nicht mein Vater,“ antwortete Eleonora. „Ich sage ihm Vater, weil ich immer bei ihm war und mich nicht erinnere an den, der mein Vater ist in Wirklichkeit. Meine Mutter legte mich dem Vater Bruccla, der ihr Bruder war, in die Arme, als ihr nach meiner Geburt die Füße gesalbt wurden zur Reise in die Ewigkeit.“ Schüchtern sprach das Mädchen von diesen Dingen mit leiser Stimme.

„Wenn er dir nicht Vater ist, hat er kein Anrecht auf dich!“ sprudelte der Geselle hervor. „Du kannst gehen und bleiben, wie und wo es dir gefällt!“

Das ließ das Mädchen nicht gelten. „Ich weiß nichts anderes,“ stammelte sie, „als daß er Macht über mich hat und Gewalt, mein Schicksal zu bestimmen. So war es der Wille meiner Mutter!“

In diesen feinen Regungen, den zarten Unterscheidungen von Recht und Gefühl, Pflicht und fremdem Brauch, kannte sich der Geselle nicht aus. Seinen robusten, auf das Natürliche und Nächstliegende gerichteten Sinn freute es, daß sie nicht die Tochter des alten Gauflers war.

„Komm zur Schmiedin,“ drängte er. „Da gibt es, was du brauchst — und auch noch mehr . . .“

Willig ließ sich Eleonora in das Nachbarhaus führen.

„Meisterin, da bin ich, bereit, dir zu dienen!“ rief sie in das Krankenzimmer hinein, sträubte der Schmiedin die Kissen zurecht und fragte nach ihren Wünschen.

„O du heiliges Elend!“ jammerte die Schmiedin, als sie erkannte, daß das Mägdlein außer dem Willen, sich nützlich zu machen, nichts verstand von dem, was sonst die Mägdlein lernen, die in einer Familie aufwachsen und von einer verständigen und gütigen Mutter geleitet werden. So wurde ihr der Tag kurz, an dem sie das Mädchen anherrschte, dies und das zu tun, und ihre Einsamkeit nahm ein Ende.

Nach Wochen stand endlich eine dampfende Suppe auf dem Tisch, der Staub war von den Möbeln genommen, und auf der Kommode, unter den Bildern des Schmiedes und der Schmiedin duftete ein Strauß wilder Feldblumen, gar schicklich nach Farben und Art zusammengeordnet.

Erstaunt rief der Schmied: „Hexerei, Alte! Das hast du nicht vollbracht!“

„Wenn es nur recht ist, nach meinem Sinn; geht dich da die Hand etwas an, die es ausführt für mich?“ stöhnte die Schmiedin auf ihrem Lager.

„Die Köchin kenne ich!“ trotzte der Schmied und zog ein goldbraunes Haar aus der Suppe.

An manchem Tage versuchte er von da an das Meitlein zu fangen. Es war flink wie ein Wiesel und schlau wie ein Füchlein; der Meister kam nicht dazu, es zu erwischen. Die gefegte Stube, die sauber gebettete Frau, die schmachhaft bereitete Speise verrieten ihm allein die Fortschritte, die Eleonora im Erlernen des Haushaltes machte.

„Sonnenstrahlchen!“ lispelte er mit gespitzten Lippen.

„Moralina!“ flötete der Geselle am Umboß.

„Wälchli!“ sagte zärtlich die Frau, die sich an das Mädchen gewöhnt hatte, und strich dem fremden Ding das Haar aus der Stirne. Sie konnte sich einzig rühmen, von Nora Freundlichkeiten zu empfangen.

Vor dem Mannsvolk scheute das Kind zurück, dem zum ersten Mal die liebe Liebe eines Weibes den Tag durchleuchtete, einer Kranken, die zänkisch und

launisch war, trotzdem aber dem Mädchen nahe kam, soweit sie es in ihrer derben, aufrichtigen Meinung vermochte.

Da kam es, daß sich im Winter Vater Bruccla zum Sterben legte. In ihrer Angst sprang die Nora in die Schmiede, an dem Gesellen empor, vorbei am Schmied, der wie ein Angezäunter das Wunder anschaute.

„Meitlijäger, verfluchter!“ schrie der Schmied, als sich die Starre von ihm löste, und ging mit geballten Fäusten auf den Gesellen los.

Der begann zu zittern, als er den gewaltigen Mann in Wut auf sich zukommen sah. Fest hing das Meitlein am Halse des Gesellen. Ohne ihr ein Leid zu tun, konnte der Schmied den Gesellen nicht treffen. Der Geselle erkannte den glücklichen Zufall und duckte sich hinter Eleonora.

Schwer sanken dem Schmied die erhobenen Fäuste herab. „Sonnenstrahlchen!“ behte es ihm von den Lippen.

Das Meitlein wandte sich ihm zu bei dieser zärtlichen Benennung, ab von dem andern, der ihr nicht Schutz und Hilfe gewesen war. „Der Vater stirbt mir,“ schluchzte sie, „helft mir die Stunde ertragen!“

Der Schmied sprang hinaus, gefolgt von Eleonora, die flinkfüßig ihm bald voraneilte.

Auf seinem letzten Lager ächzte der Alte und wandte ein Büschel Kräuter in den Händen hin und her.

„Die Lebenskräuter,“ flüsterte Eleonora, „sie sind weik; drum weiß er, daß er sterben muß. Er brach sie frisch ab. Beim Brechen wurden sie dürr in seinen Händen. „Jetzt ist meine Stunde da, geh und hole Hilfe!“ hat er zu mir gesagt, als ich am Mittag herlief, um nach ihm zu sehen!“ sprach das Mädchen und kniete neben das Bett des Sterbenden.

Das letzte Taglicht fiel durch das Fenster in den Raum auf das eingefallene Gesicht des alten Bruccla. Beim Eintritt der Nachbarn erhellte sich ihm das Bewußtsein. „Eleonora,“ sprach er mühsam, „deine armen Hände sind nicht mehr weik wie die deiner Großmutter, sie sind hart in der Arbeit geworden. Ich küsse sie dir!“ Er sah aus übergroßen, unirdischen Augen

zu Nora hin und wiederholte: „Ich küsse sie dir, denn sie haben uns den Hunger aus dem Hause gejagt!“

Plötzlich wanderten seine Blicke zum Schmied. „Daß du ihm nie in den Weg läuffst!“ keuchte er.

„Hansnarr,“ erbohte sich der Schmied, „dein Meitlein iszt von meinem Brot und kocht mir die Suppe. Daß es mein iszt, will ich dich lehren!“ Er faßte die Knieende mit festem Griff und zog sie an sich herauf. „Duß dich, Sonnenstrahlchen,“ sagte er weich, „du sollst nicht sehen, wie eins stirbt!“

Die Gedanken des alten Bruccla verwirrten sich. „Gehe in deine Heimat, Norina, nach Sizilien — da iszt es warm,“ schwakte er; „mich friert — das Meer braust — und die Toten rufen!“ Seine Stimme wurde ein Gestammel, als bete er. „Ave Maria, regina del cielo e

della terra,“ betete er, „proteggi la tua figlia, proteggi Eleonora...“. Plötzlich kamen Kommandorufe von seinen fahlen Lippen, dazwischen stöhnte er die Litanei der Schiffbrüchigen. Dann wurde er still.

Scheu sah der Schmied zu ihm hin. „Es iszt noch nicht zu Ende,“ sagte er und drückte den Kopf des Mädchens an seine Brust.

Noch einmal schoß Bruccla auf, riß die Laken fort und wollte aus dem Bette springen. Da packte ihn der letzte Krampf, warf ihn zurück und streckte ihm den Leib.

Fest hielt der Schmied das Köpflein des Mädchens an sich gepreßt. So sah sie nicht, wie ihr der Tod den Alten fällt. Erst als seine Glieder aufhörten zu zucken und er starr im Linnen lag, gab der Schmied das Meitlein frei, damit sie die Hände des toten Vaters ineinander füge.

(Schluß folgt).

Rückkehr vom Friedhof.

Skizze von Carl Marilaun, Wien.

Nachdruck verboten.

Der Wärter Daguet suchte mit den frostverklammten Fingern den Schlüssel aus dem Bund und schloß Herrn Aristide Thélin, der in den schwarzen Kleidern bleich und ermüdet aussah, das Gittertüchchen des kleinen Friedhofs von Clarens auf. Es war das nämliche schmale, eisenumrankte Pfortchen, durch das man heute am Vormittag Herrn Aristide Thélins Vater getragen hatte und über dessen altertümlichem Architrav in verschnörkelten Buchstaben das Bibelwort steht: „Sie ruhen hier von ihrer Hände Arbeit aus, und ihre Werke folgen ihnen nach.“

Der Wärter Martin Daguet entblözte achtungsvoll sein kahles, unwahrscheinlich altes Greisenhaupt und ließ Herrn Thélin auf die Straße hinaus.

Es war fast schon finster, und auf dem See schrie lang und klagend die Dampfpeife des Schiffes, das an der Debarcadere von Beven anlegen wollte. Die beiden Laternen des Mercedeswagens, der auf Aristide Thélin wartete, warfen zwei regungslose Lichtegel über die Straße, die sich zwischen sturmgebiegten Seepappeln wie ein weißes, schweigendes Tier hinaus in die unbekanntem Dunkelheiten des Novembernachmittages wand.

Aristide Thélin war in der frühen Dämmerung noch einmal herausgefahren, um mit dem Wärter Daguet einige Anordnungen, die er zu treffen wünschte, zu besprechen. Der Alte hatte ihn zu der Gruft unter den hundertjährigen Zypressen geführt, zu dieser alten, aus eisenumklammerten moosigen Steinen gefügten Familiengruft der Thélins, wo nun zwischen rostigen Sarkophagen und zerfallenen Holztruhen der schmale, neue, silberbeschlagene Sarg von Aristides Vater einsam in der modrig heraufhauchenden Tiefe stand.

Die beiden, Herr Thélin und der weißköpfige Martin Daguet, sahen eine Weile schweigend den Steinmetzgehilfen aus Beven zu, die daran waren, die Steinplatte mit den kupfernen Ringen wieder über das Grab zu legen. Es waren brave Leute mit prächtigen Schultern, ungeheuern Muskeln und roten Gesichtern, denen bei ihrer Arbeit warm geworden sein mochte, obwohl der Herbststurm aus den schwarzen Zypressen seit Stunden schon seine wilden und traurigen Lieder herunterorgelte und den Novemberregen in eiskalten Schauern über die Gräber warf.